

DAS GESETZ

JOHN GRISHAM

DAS GESETZ

Stories

Aus dem Englischen von
Kristiana Dorn-Ruhl, Bea Reiter
und Imke Walsh-Araya

HEYNE <

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
Ford County – Stories bei Doubleday, New York



FSC

Mix

Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften

Zert.-Nr. SGS-COC-001940
www.fsc.org

© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100

Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte Papier

EOS liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Copyright © 2009 by Belfry Holdings, Inc.

Copyright © 2010 der deutschen Ausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Lektorat: Oliver Neumann

Herstellung: Helga Schörnig

Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-453-26653-7

www.heyne.de

Für Bobby Moak

Nachdem *Die Jury* vor über zwei Jahrzehnten erschienen war, wurde mir schmerzhaft bewusst, dass es wesentlich schwieriger ist, Bücher zu verkaufen, als sie zu schreiben. Ich erstand ein-tausend Exemplare und hatte viel Mühe, sie los-zuwerden. Nachdem ich sie im Kofferraum meines Autos gestapelt hatte, fuhr ich los und bot sie in Büchereien, Gartencentern, Urlaubsressorts, Lebensmittelgeschäften, Cafés und einer Hand-voll Buchhandlungen an. Häufig begleitete mich mein lieber Freund Bobby Moak auf diesen Reisen.

Es gibt Geschichten, die wir nie erzählen werden.

INHALT

BLUTSBRÜDER 9

RAYMONDS HEIMKEHR 63

DIE FISCHAKTEN 123

DAS CASINO 177

MICHAEL 223

ALTE FREUNDE 265

EIN ORT ZUM STERBEN 331

BLUTSBRÜDER

ALS SICH DIE NACHRICHT von Baileys Unfall in der ländlichen Siedlung Box Hill herumgesprochen hatte, gab es bereits mehrere Versionen. Ein Mitarbeiter der Baufirma hatte seine Mutter angerufen und berichtet, dass Bailey beim Einsturz eines Gerüstes in der Innenstadt von Memphis verletzt worden sei, dass er operiert werde, dass sein Zustand aber stabil und nicht lebensbedrohlich sei. Baileys Mutter, mit über zweihundert Kilo Körpergewicht krankhaft fettleibig und leicht erregbar, fing angesichts dieser Nachricht hysterisch an zu schreien, wodurch ihr ein paar Fakten entgingen. Sie rief Freunde und Nachbarn an, um ihnen die tragische Geschichte zu erzählen, und jedes Mal variierte sie Details oder erfand etwas dazu. Da sie es versäumt hatte, sich die Telefonnummer des Firmenmitarbeiters zu notieren, gab es keine Möglichkeit, die Gerüchte, die sich wie ein Lauffeuer verbreiteten, auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu überprüfen.

Einer von Baileys Kollegen, der ebenfalls aus Ford County stammte, rief seine Freundin in Box Hill an und gab eine etwas andere Version der Ereignisse durch: Bai-

ley sei von einem Bulldozer überfahren worden, direkt neben dem Gerüst, und er sei so gut wie tot. Die Ärzte bemühten sich, aber es sehe düster für ihn aus.

Dann rief jemand aus der Verwaltung des Krankenhauses in Memphis bei Bailey zu Hause an und wollte dessen Mutter sprechen. Man sagte ihm, dass sie im Bett liege und zu erregt sei, um zu sprechen, und dass sie deshalb nicht ans Telefon kommen könne. Die Nachbarin, die den Anruf entgegennahm, versuchte, dem Verwaltungsangestellten weitere Einzelheiten zu entlocken, bekam aber nicht viel aus ihm heraus. Auf der Baustelle sei irgendetwas eingestürzt, vielleicht ein Graben, in dem der junge Mann gearbeitet habe, oder so etwas in der Art. Ja, er werde operiert, und das Krankenhaus benötige ein paar Angaben zu seiner Person.

In dem kleinen Backsteinhäuschen von Baileys Mutter herrschte bald reges Gedränge. Am späten Nachmittag waren die ersten Besucher eingetroffen: Freunde, Verwandte und ein paar Pastoren aus den zahlreichen kleinen Kirchengemeinden des Ortes. Die Frauen versammelten sich in Küche und Wohnzimmer und tratschten, während immer wieder das Telefon klingelte, die Männer standen draußen und rauchten. Aufläufe und Kuchen tauchten auf.

Da man nichts zu tun hatte und wenig über Baileys Verletzungen wusste, stürzte man sich auf jeden noch so kleinen Hinweis, analysierte und zerpfückte ihn, um ihn dann an die Frauen im Haus beziehungsweise die Männer draußen weiterzugeben: Ein Bein sei zerquetscht und müsse vermutlich amputiert werden. Bailey habe ein schweres Schädel-Hirn-Trauma erlitten. Er sei mit dem

Gerüst vier Stockwerke hinabgestürzt, vielleicht auch acht. Sein Brustkorb sei zerschmettert worden. Manche der Theorien wurden spontan entwickelt. Hier und da erkundigte sich jemand mit Grabesmiene gar nach der Beerdigung.

Bailey war neunzehn und hatte in seinem kurzen Leben noch nie so viele Freunde und Bewunderer gehabt. Je weiter die Zeit voranschritt, desto mehr liebte ihn die versammelte Gemeinde. Ein guter Junge sei er, hieß es, ein viel besserer Mensch als sein nichtsnutziger Vater, den seit Jahren niemand gesehen hatte.

Baileys Exfreundin erschien und stand bald im Mittelpunkt des Interesses. Sie war aufgeregt und durcheinander und fing immer wieder an zu weinen, vor allem wenn sie von ihrem geliebten Bailey sprach. Als indes die Mutter im Schlafzimmer von ihrer Anwesenheit erfuhr, ließ sie sie vor die Tür setzen und nannte sie eine kleine Schlampe. Die kleine Schlampe gesellte sich zu den Männern draußen, rauchte und flirtete mit ihnen. Irgendwann verabschiedete sie sich mit dem Schwur, dass sie jetzt nach Memphis fahren werde, um ihren Bailey zu besuchen.

Der Cousin einer Nachbarin, der in Memphis lebte, erklärte sich widerstrebend bereit, das Krankenhaus aufzusuchen, um Erkundigungen einzuholen. Sein erster Anruf brachte die Nachricht, dass der junge Mann tatsächlich wegen unterschiedlicher Verletzungen operiert werde, sein Zustand aber offenbar stabil sei. Er habe allerdings viel Blut verloren. Beim zweiten Anruf korrigierte der Cousin ein paar Details zum Unfall. Er habe mit dem Vorarbeiter gesprochen. Bailey sei verletzt

worden, als ein Bulldozer das Gerüst gerammt und zum Einstürzen gebracht habe. Dabei sei der arme Junge fünf Meter tief in einen Graben gefallen. Der Bautrupp arbeite an einem sechsstöckigen Bürogebäude in Memphis, Bailey sei dort als Maurergehilfe tätig. Das Krankenhaus lasse noch mindestens vierundzwanzig Stunden keine Besuche zu, aber Blutspenden würden benötigt.

Bailey ein Maurergehilfe? Seine Mutter hatte sich damit gebrüstet, dass er rasch befördert worden und inzwischen stellvertretender Vorarbeiter sei. Doch unter den gegebenen Umständen kam es niemandem in den Sinn, sie auf diese Unstimmigkeit anzusprechen.

Am Abend stand ein Mann im Anzug vor der Tür und stellte sich als eine Art Ermittler vor. Er wurde an einen Onkel verwiesen, den jüngsten Bruder von Baileys Mutter, und bei einem Gespräch unter vier Augen im Garten zückte er die Visitenkarte eines Anwaltsbüros in Clanton. »Die beste Kanzlei im ganzen County«, sagte er. »Wir arbeiten bereits an dem Fall.«

Der Onkel war beeindruckt. Er versprach, einen weiten Bogen um andere Anwälte zu machen – »die versuchen doch nur, die Leute abzuzocken« – und Schadensregulierer zum Teufel zu schicken, falls sich welche meldeten.

Irgendwann kam die Idee auf, nach Memphis zu fahren. Es waren nur zwei Autostunden bis dorthin, aber es hätten ebenso gut fünf sein können. Wer in Box Hill davon sprach, in die Stadt zu fahren, meinte damit Tupelo mit seinen fünfzigtausend Einwohnern. Memphis lag in einem anderen Bundesstaat, in einer anderen Welt,

außerdem grassierte dort die Kriminalität. Die Mordrate war ebenso hoch wie in Detroit. Man sah sich das Gemetzel jeden Abend auf Channel 5 an.

Der Zustand von Baileys Mutter verschlechterte sich, sie war auf keinen Fall in der Lage zu fahren, geschweige denn Blut zu spenden. Baileys Schwester lebte in Clanton, aber sie konnte ihre Kinder nicht allein lassen. Morgen war Freitag, ein Arbeitstag, und man war sich einig, dass eine Fahrt nach Memphis und zurück, mit Blutspende und allem, viele Stunden dauern würde. Wann die Spender zurückkämen, ließ sich also nicht abschätzen.

Durch einen weiteren Anruf aus Memphis erfuhr man, dass der Junge nun operiert sei, sich ans Leben klammere und dringend Blut brauche. Als diese Meldung die Männer erreichte, die draußen in der Einfahrt standen, klang sie, als würde der arme Bailey jeden Augenblick das Zeitliche segnen, wenn sich seine Lieben nicht sofort auf den Weg ins Krankenhaus machten, um ihre Venen für ihn zu öffnen.

Rasch fand sich ein Held. Sein Name war Wayne Agnor, ein angeblich enger Freund von Bailey, der von allen Aggie genannt wurde. Er betrieb mit seinem Vater eine Autowerkstatt und konnte sich seine Arbeitszeit frei einteilen, so dass ein kurzer Trip nach Memphis kein Problem für ihn wäre. Außerdem besaß er einen Pick-up, ein aktuelles Dodge-Modell, und behauptete, Memphis wie seine Westentasche zu kennen.

»Ich kann sofort los«, erklärte Aggie den Männern selbstbewusst, und im Haus verbreitete sich die Kunde, dass die Fahrt tatsächlich stattfinden würde. Eine der

Frauen dämpfte die Erwartung, indem sie darauf hinwies, dass mehrere Freiwillige gebraucht würden, denn pro Spender würde immer nur ein halber Liter Blut abgenommen. »Man kann nicht eine Gallone auf einmal spenden«, sagte sie. Die wenigsten hatten jemals Blut gespendet, und der Gedanke an Kanülen und Schläuche machte vielen Angst. In Haus und Vorgarten wurde es still. Besorgte Nachbarn, die noch Augenblicke zuvor Baileys beste Freunde gewesen waren, suchten auf einmal die Distanz.

»Ich fahre mit«, sagte schließlich ein junger Mann, woraufhin er mit Glückwünschen überhäuft wurde. Sein Name war Calvin Marr, und auch er konnte sich seine Zeit frei einteilen, weil er gerade seinen Job in der Schuhfabrik in Clanton verloren hatte und derzeit arbeitslos war. Er hatte panische Angst vor Spritzen, aber die Vorstellung, endlich einmal nach Memphis zu kommen, war verlockend. Es sei ihm eine Ehre, Blut zu spenden, erklärte er.

Aggie fühlte sich bestärkt, nun, da er Anschluss gefunden hatte. »Sonst noch jemand?«, fragte er auffordernd in die Runde.

Allgemeines Raunen hob an, wobei die meisten Männer ihre Schuhspitzen musterten.

»Wir fahren mit meinem Wagen, und ich übernehme den Sprit«, sagte Aggie.

»Wann geht's los?«, fragte Calvin.

»Sofort«, sagte Aggie. »Es ist ein Notfall.«

»Das stimmt«, pflichtete jemand bei.

»Ich werde Roger mitschicken«, bot ein älterer Herr an. Das wurde mit allgemeiner Skepsis aufgenommen.

Roger, der selbst nicht anwesend war, brauchte sich wegen eines Jobs nicht zu sorgen, er hatte es bislang in keinem ausgehalten. Er hatte die Highschool abgebrochen und blickte auf eine wilde Vergangenheit mit Alkohol und Drogen zurück. Immerhin, vor Nadeln sollte er keine Angst haben.

Auch wenn die Männer über Bluttransfusionen wenig wussten, mochten sie sich nicht vorstellen, dass jemand so schwer verletzt sein konnte, dass er Rogers Blut brauchte. »Willst du Bailey umbringen?«, murmelte einer.

»Roger macht das«, sagte sein Vater voller Stolz.

Die große Frage war nur: War er überhaupt clean? Rogers Kampf gegen seine Dämonen war in Box Hill hinlänglich bekannt. Man wusste im Allgemeinen ziemlich genau, wann er auf Drogen war und wann nicht.

»Er ist zurzeit in guter Verfassung«, erwiderte sein Vater, wenn auch ohne rechte Überzeugung. Aber die Not des Augenblicks überwog alle Zweifel, und schließlich sagte Aggie: »Wo ist er?«

»Zu Hause.«

Natürlich war er zu Hause. Roger ging nie irgendwohin. Wohin hätte er auch gehen sollen?

Binnen Minuten hatten die Frauen einen großen Korb mit Sandwiches und anderem Proviant hergerichtet. Aggie und Calvin wurden umarmt und überschwänglich beglückwünscht, als machten sie sich auf den Weg, das Land zu verteidigen. Während sie davonbrausten, um Baileys Leben zu retten, standen alle anderen in der Auffahrt und winkten den tapferen jungen Männern zum Abschied hinterher.

Roger wartete am Briefkasten, und als der Pick-up hielt, steckte er den Kopf durch das Beifahrerfenster und fragte: »Bleiben wir über Nacht?«

»Ist nicht geplant«, sagte Aggie.

»Gut.«

Nach einigem Hin und Her einigten sie sich darauf, dass sich Roger, der Dünnsche, zwischen Aggie und Calvin setzen sollte, die beide groß und dick waren. Der Proviantkorb wurde auf seinem Schoß deponiert. Sie hatten Box Hill kaum hinter sich gelassen, da packte Roger bereits das erste Truthahnsandwich aus. Mit siebenundzwanzig war er der Älteste von den dreien, aber die Zeit war nicht eben gnädig mit ihm umgegangen. Er hatte bereits zwei Scheidungen hinter sich und zahlreiche erfolglose Versuche, sich seine diversen Süchte austreiben zu lassen. Er war ausgemergelt und hypernervös, und kaum hatte er das erste Sandwich verschlungen, wickelte er auch schon das zweite aus. Aggie mit seinen hundertfünfundzwanzig Kilo und Calvin mit seinen hundertfünfunddreißig Kilo verzichteten, nachdem sie bei Baileys Mutter zwei Stunden lang Auflauf gegessen hatten.

Bei ihrem ersten Gespräch ging es um Bailey, den Roger kaum kannte, während Aggie und Calvin mit ihm zur Schule gegangen waren. Weil die drei Jungesellen waren, bewegte sich die Unterhaltung bald von ihrem verunfallten Nachbarn weg zum Thema Sex. Aggie hatte eine Freundin und behauptete, alle Vorzüge einer guten Beziehung zu genießen. Roger war angeblich schon mit jeder Bekannten im Bett gewesen und allzeit auf der Jagd. Der schüchterne Calvin war mit einundzwanzig noch Jungfrau, was er jedoch nie zu-

gegeben hätte. Er fabulierte ein paar Eroberungen zusammen, ohne ins Detail zu gehen, und so konnte er weiterhin mitreden. Alle drei übertrieben, und alle drei wussten es.

Als sie die Grenze zu Polk County überquerten, sagte Roger: »Fahr bei Blue Dot raus. Ich muss mal pinkeln.« Aggie hielt an den Zapfsäulen vor einem Laden, und Roger rannte hinein.

»Meinst du, er trinkt?«, fragte Calvin, während sie warteten.

»Sein Daddy sagt, nein.«

»Sein Daddy lügt auch.«

Und tatsächlich tauchte Roger Minuten später mit einem Sixpack Bier wieder auf.

»O Mann«, sagte Aggie.

Als sie wieder auf ihren Plätzen saßen, verließ der Pick-up den Kiesparkplatz und nahm Fahrt auf.

Roger zog eine Dose heraus und bot sie Aggie an, der ablehnte. »Nein danke, nicht, wenn ich fahre.«

»Du kannst nicht fahren, wenn du trinkst?«

»Heute nicht.«

»Und du?« Er hielt Calvin die Dose hin.

»Nein danke.«

»Seid ihr auf Entzug, oder was?«, fragte Roger, während er die Verschlusskappe aufbog. Dann leerte er die halbe Dose in einem Zug.

»Ich dachte, du hättest aufgehört«, sagte Aggie.

»Hab ich auch. Ich hör dauernd auf. Aufhören ist einfach.«

Calvin, der den Proviant jetzt auf dem Schoß hatte, fing aus lauter Langeweile an, an einem Haferkeks zu

nagen. Roger leerte die Dose, drückte sie Calvin in die Hand und sagte: »Kannst du sie rausschmeißen?«

Calvin ließ die Fensterscheibe herunter und schleuderte die Dose nach hinten auf die Ladefläche des Pick-ups. Während er das Fenster schloss, öffnete Roger schon das nächste Bier. Aggie und Calvin tauschten nervöse Blicke.

»Darf man denn Blut spenden, wenn man getrunken hat?«, fragte Aggie.

»Klar«, sagte Roger. »Hab ich schon oft gemacht. Habt ihr mal Blut gespendet?«

Aggie und Calvin gaben widerstrebend zu, dass sie das noch nie getan hatten, und das inspirierte Roger zu einer ausführlichen Beschreibung der Prozedur. »Man muss sich hinlegen, weil die meisten dabei bewusstlos werden. Die verdammte Nadel ist so dick, dass die Leute schon in Ohnmacht fallen, wenn sie sie nur sehen. Man bekommt einen breiten Gummiriemen um den Bizeps geschnallt, und dann stochert die Schwester in der Ellbogenbeuge herum und sucht nach einer dicken, fetten Vene. Am besten schaut man dabei woandershin. In neun von zehn Fällen sticht sie beim ersten Mal daneben – das tut höllisch weh –, dann entschuldigt sie sich, und man verflucht sie stillschweigend. Wenn man Glück hat, erwischt sie die Vene beim zweiten Mal, und wenn es klappt, schießt das Blut in einen Schlauch, der in einen kleinen Beutel führt. Das ganze Zeug ist durchsichtig, so dass man sein eigenes Blut sehen kann. Es ist erstaunlich, wie dunkel Blut ist, fast braun wie Kastanien. Bis ein halber Liter rausgelaufen ist, dauert es eine halbe Ewigkeit, und die ganze Zeit

über hält sie die Nadel fest, die in der Vene steckt.« Zufrieden mit seiner Gruselgeschichte, hob Roger die Dose und trank.

Ein paar Meilen fuhren sie schweigend dahin.

Als die zweite Dose leer war, schleuderte Calvin sie ebenfalls nach hinten. Roger öffnete die dritte. »Das Bier hilft«, sagte er und schmatzte mit den Lippen. »Es verdünnt das Blut, so dass es schneller geht.«

Mittlerweile war offensichtlich, dass er die Absicht hatte, den Sixpack so schnell wie möglich zu vernichten. Aggie überlegte, dass es klug wäre, die Alkoholmenge etwas zu reduzieren. Er hatte schlimme Geschichten über Rogers Räusche gehört.

»Ich nehm auch eine«, sagte er. Roger reichte ihm eine Dose.

»Ich auch«, sagte Calvin.

»Na also, geht doch«, sagte Roger. »Ich trinke nicht gern allein. Daran erkennt man einen echten Trinker nämlich.«

Aggie und Calvin tranken maßvoll und langsam, während Roger das Bier weiterhin in sich hineinschüttete. Als der erste Sixpack geleert war, fiel ihm genau zur rechten Zeit ein, dass er mal pinkeln müsse. »Fahr da raus, bei Cully's Barbecue.« Sie befanden sich am Rande der kleinen Stadt New Grove, und Aggie begann sich zu fragen, wie lange die Fahrt wohl dauern würde. Roger verschwand hinter dem Laden, um sich zu erleichtern, dann schlüpfte er hinein und kaufte zwei weitere Sixpacks. Als New Grove hinter ihnen lag und sie wieder über einen dunklen, schmalen Highway rauschten, zogen sie die Verschlüsse auf.

»Schon mal in Memphis in einem Stripclub gewesen?«, fragte Roger.

»Ich bin überhaupt noch nie in Memphis gewesen«, gab Calvin zu.

»Nicht dein Ernst!«

»Doch.«

»Und du?« Roger wandte sich an Aggie.

»Klar war ich schon mal in einem Stripclub«, antwortete Aggie stolz.

»Und in welchem?«

»An den Namen kann ich mich nicht erinnern. Die sind doch alle gleich.«

»Da täuschst du dich«, widersprach Roger scharf und verschluckte sich fast an seinem Bier. »Manche haben super Miezen mit tollen Körpern, andere bloß Nutten vom Straßenstrich, die überhaupt nicht tanzen können.«

Roger setzte zu einem langen Vortrag über legalen Striptease in Memphis an. Früher hätten die Mädchen alles ausziehen dürfen, führte er aus, jeden Fetzen, dann wären sie vor einem auf den Tisch gesprungen und hätten wild getanzt, gezuckt und mit dem Hintern gewackelt, zu lauter Musik, Stroboskoplicht und unter wildem Applaus. Dann seien die Gesetze geändert und Stringtangas vorgeschrieben worden, was manche Clubs ignoriert hätten. Tabledance sei von Lapdance abgelöst worden, was wiederum zu neuen Vorschriften im Hinblick auf den Körperkontakt zu den Mädchen geführt habe.

Als Roger mit seinen historischen Ausführungen fertig war, leierte er die Namen von einem halben Dutzend Nachtclubs herunter, die er angeblich gut kannte, und

lieferte einen eindrucksvollen Überblick über deren Stripperinnen. Seine Ausführungen waren detailliert und anschaulich, und als er schließlich geendet hatte, brauchten die beiden anderen noch ein Bier.

Calvin, der in seinem Leben noch herzlich wenig weibliches Fleisch berührt hatte, war völlig in Bann geschlagen. Nebenbei zählte er mit, wie viele Bierdosen Roger leerte, und als die Nummer sechs erreicht war – nach etwa einer Stunde –, wollte er eigentlich etwas sagen. Doch stattdessen lauschte er lieber diesem erfahrenen Mann von Welt, der einen geradezu unstillbaren Durst nach Bier hatte und immer mehr davon in sich hineinschüttete, während er mit erstaunlicher Präzision nackte Mädchen beschrieb.

Schließlich kehrten sie zu ihrem ursprünglichen Thema zurück. Roger sagte: »Bestimmt haben wir nachher noch Zeit, im Desperado vorbeizuschauen, wenn wir im Krankenhaus fertig sind, auf ein paar Drinks und vielleicht einen Tabledance oder zwei.«

Aggie hatte das rechte Handgelenk locker auf dem Lenkrad liegen, in der linken Hand hielt er ein Bier. Er beobachtete die Straße, ohne auf den Vorschlag zu reagieren. Seine Freundin würde ihn anschreien und mit Gegenständen nach ihm werfen, wenn sie erführe, dass er sein Geld in einem Club verprasst hatte, um Stripperinnen anzugaffen. Calvin dagegen war plötzlich ganz aufgeregt. »Das klingt gut«, sagte er voller Vorfreude.

»Klar«, fügte Aggie hinzu, weil ihm nichts anderes übrigblieb.

Aus der Gegenrichtung näherte sich ein Wagen, und kurz bevor er sie passierte, geriet Aggie versehentlich

mit dem linken Vorderreifen auf den gelben Mittelstreifen. Er riss den Wagen zurück auf die Fahrbahn. Das andere Auto bremste scharf.

»Das war ein Bulle!«, schrie Aggie. Roger und er wandten sich hastig um und warfen einen Blick auf den anderen Wagen, der abrupt angehalten hatte. Die Bremslichter glühten rot.

»Verdammt, du hast Recht«, sagte Roger. »Einer vom County. Nichts wie weg!«

»Der verfolgt uns«, sagte Calvin in Panik.

»Blaulicht! Blaulicht!«, kreischte Roger. »O Scheiße!«

Instinktiv drückte Aggie das Gaspedal durch, und der große Dodge rührte über eine Anhöhe. »Bist du sicher, dass das eine gute Idee ist?«, fragte er.

»Fahr zu, verdammt!«, schrie Roger.

»Wir haben haufenweise Bier im Wagen«, fügte Calvin hinzu.

»Aber ich bin nicht betrunken«, beharrte Aggie. »Abhauen macht alles nur noch schlimmer.«

»Wir sind schon längst dabei, abzuhausen«, sagte Roger. »Jetzt geht es nur noch darum, nicht erwischt zu werden.« Mit diesen Worten leerte er eine weitere Dose, als wäre es seine letzte.

Der Pick-up erreichte hundertzwanzig Stundenkilometer, auf dem folgenden flachen Abschnitt des Highways sogar hundertvierzig. »Er kommt schnell näher«, sagte Aggie, der in den Rückspiegel blickte, bevor er die Augen wieder auf den Highway vor sich richtete. »Mit Blaulicht in die Hölle ...«

Calvin ließ das Fenster herunter und sagte: »Kommt, wir schmeißen das Bier raus!«

»Nein!«, kreischte Roger. »Spinnst du? Der kriegt uns nicht! Schneller, schneller!«

Der Pick-up raste über eine kleine Anhöhe und wurde dabei fast von der Straße getragen. Dann schlitterte er mit ausbrechendem Heck um eine enge Kurve, und Calvin sagte: »Wir werden uns noch umbringen.«

»Halt's Maul!«, brüllte Roger. »Schaut nach einer Einfahrt, wir verstecken uns.«

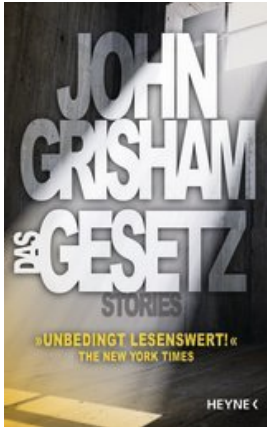
»Da ist ein Briefkasten«, sagte Aggie und trat auf die Bremse. Der Deputy lag nur wenige Sekunden zurück, aber sein Wagen war nicht zu sehen. Sie bogen scharf nach rechts ab, und die Lichtkegel des Pick-ups wischten über ein kleines Farmhaus, das sich unter gewaltigen Eichen duckte.

»Licht aus«, befahl Roger, als hätte er solche Situationen schon öfter erlebt. Aggie stellte den Motor ab und schaltete die Scheinwerfer aus. Fast geräuschlos rollte der Wagen über die kurze Auffahrt, ehe er neben einem weiteren Pick-up zu stehen kam. Das Ford-Modell gehörte Mr. Buford M. Gates, wohnhaft Route 5, Owensville, Mississippi.

Der Polizeiwagen flog an ihnen vorbei, mit blinkendem Blaulicht, aber ohne Sirene. Die drei Blutspender hatten sich in ihre Sitze geduckt und hoben die Köpfe erst, als das Signallicht schon längst nicht mehr zu sehen war.

Das Haus, das sie sich ausgesucht hatten, lag dunkel und still da. Offenbar gab es keine Wachhunde. Sogar die Außenlampe an der vorderen Veranda war aus.

»Klasse gemacht«, sagte Roger leise, und sie begannen wieder zu atmen.



John Grisham

Das Gesetz

Stories

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 384 Seiten, 12,5 x 20,0 cm

ISBN: 978-3-453-26653-7

Heyne

Erscheinungstermin: August 2010

Inez Graney scheut keine Mühe, um ihren Sohn zu besuchen. Seit elf Jahren sitzt Raymond im Todestrakt. Seine Brüder, die ihre Mutter stets begleiten, halten Raymond für einen schrägen Vogel. Oft muss Inez zwischen ihren Söhnen vermitteln. So auch diesmal, an diesem besonderen Besuchstag, an dem Raymond Graney hingerichtet wird. John Grisham erzählt Stories, die den Leser ins Herz treffen, und schafft Figuren, die man nie mehr vergisst. Ein Meisterwerk!

Seine Liebe galt schon immer dem Süden der USA, dort, wo alles ein bisschen langsamer läuft und die Menschen eigenwillig sind. Und so verwundert es nicht, dass John Grisham sein persönlichstes Buch hier ansiedelt und den Leser mitnimmt auf eine Reise zum Schauplatz seines Herzens. Mit ungeheurer erzählerischer Kraft ist er ganz nah bei seinen Helden, ihren großen Hoffnungen und kleinen Enttäuschungen. Mack Stafford etwa, der die Chance seines Lebens bekommt und nicht eine einzige Minute zögert, um seinem alten Leben zu entfliehen, oder aber Adrian Keanes, der zum Sterben nach Hause kommt, doch aufs Schmähhichste verstoßen wird. Figuren, die den Leser noch lange begleiten. John Grishams Geschichten, komisch, nachdenklich, traurig, aber immer mit einem Augenzwinkern erzählt, zeigen nachdrücklich, warum er zu den erfolgreichsten Schriftstellern der Welt zählt.



Der Titel im Katalog